Im Wirkungskreise der Frauen.

Ein Strandbild.

Jugenderinnerung von K. v. H.

Das einförmige Rollen des Meeres, das unheimliche Heulen des Nordweststurmes und das Aechzen der mächtigen alten Eiche, deren dürren Aeste fast mein Schlafzimmerfenster peitschten, ließen mich in jener Novembernacht, von der ich erzählen will, keinen Schlaf finden. Unruhig und verstimmt wälzte ich mich in meinem Bette von einer Seite auf die andere, glücklich, wenn die nahe Turmuhr stündlich einen Schlag mehr ertönen ließ. „Endlich fünf Uhr," stöhnte ich; bald darauf war ich eingeschlafen.

Aber mein Gehirn schien sich in fortwährender Spannung befunden zu haben; denn plötzlich — es konnte sechs Uhr früh sein — wurde ich durch einen Kanonenschuß aufgeweckt. Ich hörte ihn ganz deutlich. Kurz darauf folgte ein zweiter. Wie elektrisiert sprang ich aus dem Bett, schlüpfte in meine Sachen und zog den Kamm kaum durch die Haare, so daß ich in fünf Minuten fix und fertig vor meinem Vater, einem großen Frühaufsteher, stand, um ihn zu bitten, nach dem nahen Ostseestrand eilen zu dürfen.

Im Nu stand ich auf der Straße und eilte dann, die Pelzmütze fest auf den Kopf gedrückt, mit weit vorgebeugtem Oberkörper dem Sturm entgegen, dem Strande zu.

Schon trug mir die heftige Luftströmung menschliche Laute zu, dann hörte ich deutlich Kommandorufe und endlich stand ich am Strande inmitten einer Gruppe ernst ausschauenden Männer und Frauen, die mit gespannter Aufmerksamkeit das Treiben der Lotsen verfolgten.

Die Morgendämmerung gestattete schon einen leichten Ueberblick über die nächste Umgebung, so daß ich erkennen konnte, wie die Lotsen sich bemühten, ein großes mit Korkeinfassung versehenes Rettungsboot mittels eines vierrädrigen Wagens in das brausende Element zu schieben.

„Was bedeutet dies?" fragte ich einen Fischerknecht, da ich in der Dämmerung kein gefährdetes Schiff auf dem Meere entdecken konnte.

„Du kannst wohl nicht sehen, daß dort ein Dreimaster festsitzt?" antwortete dieser möglichst grob, indem er nach der Unglücksstelle hinwies.

„Aber weshalb versuchen denn die Leute nicht, sich auf ihren eigenen Booten zu retten?"

„Sieh doch dort hin. Sie liegen alle drei gebrochen am Strand — die hat die See über Bord gespült."

Endlich erkannte ich auf hundertfünfzig Schritt das Wrack deutlicher. Mein Herz klopfte zum Zerspringen und Tränen feuchteten meine Augen, als ich die Hilferufe der Wrackbemannung vernahm.

Ein alter, graubärtiger Oberlotse, dem eiserne Energie aus den Augen leuchtete, führte das Kommando über die Rettungsmannschaft. In bestimmtem, aber freundlichem Tone gab er seine Befehle, die von seinen Untergebenen lautlos ausgeführt wurden — das heißt, soweit es die entfesselten Elemente gestatteten. Denn der erste Versuch, das Rettungsboot flott zu machen, scheiterte zum Entsetzen aller Umstehenden gänzlich. Einige Ruderschläge der schon vollständig durchnäßten Lotsen nach vorwärts waren geglückt, so daß man sich schon der Hoffnung hingab, das Rettungswerk würde gelingen. Aber es sollte anders kommen. Eine mächtige Welle warf erbarmungslos das schwere Fahrzeug auf den Strand zurück.

Vom Wrack aus mußte man dies wohl bemerkt haben, denn herzzerreißendes Gejammer einer weiblichen Stimme drang deutlich zu uns herüber.

Aber auch hier am Strande sah man Frauen Tränen vergießen; es waren die Frauen jener braven, kühnen Lotsen, welche für das Leben ihrer Männer bangten.

Ratlos sahen die Lotsen ihren Führer an, bis einer von ihnen, halblaut bemerkte: „Dat wird ja doch nix."

„Dann bliew he doch an Land! Wir gel'n in See!" herrschte der Oberlotse diesen verächtlich an.

„Dat hew ich doch nich mient," antwortete der also Zurechtgewiesene kleinlaut und zog sich seinen Südwester möglichst tief herunter, um sein errötendes Gesicht vor den Umstehenden zu verbergen.

Ein zweiter Versuch, der nunmehr unternommen wurde, glückte. Das Boot hatte genügend Wasser und kam unter kräftigen Ruderschlägen langsam seewärts.

Die furchtbare Anstrengung, die es kostete, das große Rettungsboot gegen die anstürmenden Wellen zu treiben, konnte man deutlich aus den erhitzten Gesichtern der Bemannung entnehmen. Ein Ausruhen war aber nicht möglich. Ein jeder unterlassene Ruderschlag wäre ein empfindlicher Rückschritt gewesen.

Beklommenen Herzens standen Zuschauer, mit den Blicken das Lotsenboot verfolgend, erwartungsvoll da — bis es endlich, nach einer vollen Stunde durch ein Seil mit dem Wrack verbunden war.

Wir konnten aufatmen. War doch nun die Hoffnung auf ein Gelingen des Rettungswerkes erheblich gestiegen.

Der schwarze Schiffskörper der Barke stand mit seinem vorderen Teil auf einer Sandbank. Der Bug, welcher höchstens ein Meter tief im Wasser stand, ragte hoch in die Luft. Der hintere Teil des Wracks folgte der Auf- und Abwärtsbewegung des entfesselten Meeres, so daß sich das Schiff scheinbar um eine vordere Achse bewegte.

Mittlerweile war es neun Uhr geworden. Der Sturm hatte etwas nachgelassen, während das Wasser sich durchaus nicht beruhigen wollte.

Freundlich bestrahlte die Sonne die aufregende Szene, deren Schluß noch immer recht zweifelhaft war, denn die allernächste Zukunft konnte herzliche Freude, aber auch entsetzliches Unglück bringen. Die Würfel des Schicksals waren noch im Rollen.

Jetzt, wo es taghell war, konnten wir vom Strande aus alles genau beobachten. Wir sahen deutlich, wie das Rettungsboot beängstigend an seiner Fessel zauste, und bemerkten auch wiederum, wie die Lotsen bemüht waren, das Fahrzeug von dem gefahrbringenden Wrack entfernt zu halten.

So wurde denn das eigentliche Rettungswerk begonnen.

Zunächst ließ man vom Bug des Wracks aus die mit Korkgürtel angetane Frau des Kapitäns an einem starken Seil bis ins Wasser hinabgleiten, aus dem sie von den Lotsen herausgezogen und glücklich geborgen wurde. Anders schien die Rettung nicht möglich. Die eigentliche Besatzung der Barke kletterte einer nach dem andern auf das zum Teil zertrümmerte Bugspriet und ließ sich an den herunterhängenden Tauen bis in das tanzende Rettungsboot hinunter.

So gelangten denn alle, der Kapitän nach altem Seemannsbrauch als letzter, in das Hoffnung verheißende Fahrzeug.

Ein kräftiger Messerschnitt — und das Verbindungsseil war gekappt. Pfeilschnell schoß das Boot dem rettenden Lande zu, wo es mit jubelnden Hurrarufen aller Anwesenden empfangen wurde.

Von allen Seiten wurden die selbstlosen Lotsen mit Lobeserhebungen überschüttet, und es machte auf mich einen unvergeßlichen Eindruck, als der Lotsenkommandeur, unter Worten der höchsten Anerkennung und des Dankes, dem Führer des Bootes, dem alten Oberlotsen, kräftig die Rechte schüttelte.

Während wir Umstehenden uns noch eingehend der Bewunderung der Rettungsmannschaft hingaben, hatte sich dicht am Strande eine Gruppe gut gekleideter Männer eingefunden, die den schwedischen Konsul umstanden; das Schiff war nämlich nach Schweden beheimatet.

Ich trat näher und hörte, wie der Beamte einige Daten aus dem Segelbuch des geretteten Schiffskapitäns vorlas; Tonnengehalt und Ladung des Wracks wiederholte er mehrfach. Dann ließ er es von drei Herren taxieren, und schließlich bedeutete er einem Mann in Dienstmütze, die Auktion zu beginnen.

Der Kapitän, der zugleich Eigentümer des schönen Schiffes war, hatte nämlich den Konsul gebeten, das Wrack in der Verfassung, wie es sich augenblicklich befand, mit Ladung und allem an Bord Befindlichem sofort zu verkaufen.

Der Auktionator begann seine Tätigkeit und es währte nicht lange, da hörte man: „zehntausend Taler zum Dritten und Letzten."

Die kleine Gruppe löste sich; auch wir Neugierigen gingen auseinander.

Da plötzlich rief mitleidig eine Frauenstimme: „Gütiger Himmel, da ist ja noch ein Pferd an Bord! Das arme Tier!"

Schnell wandte ein jeder, der dies gehört hatte, seinen Blick dem Wrack zu. Und wirklich: vorn am Bug sah ein Ponykopf, die durchnäßte Mähne schüttelnd, zu uns herüber. Allgemeines Bedauern, aber zu helfen war dem verlassenen Tierchen nicht. Nur der Zufall konnte es retten.

Auf Befragen erzählte der Kapitän der Bark dem Käufer des Wracks daß es ein auffallend kleines Pferd sei; es stammte von der Insel Chiloë, die an der Südwestküste von Südamerika liegt. Dort hätte er es ein Jahr vorher für zwei Pfund Tabak erstanden, um es in Europa zu verkaufen.

„Wie groß ist denn eigentlich das Pferdchen?" fragte ich den Kapitän, als er einen Augenblick allein stand.

„Vielleicht siebzig Zentimeter im Kreuz," antwortete er mit freundlicher Stimme und gutem Deutsch.

„So kleine Pferde gibt es?" bemerkte ich erstaunt.

„O, ich habe sie sogar noch kleiner gesehen, aber eben nur auf jener Insel."

„Herr Kapitän! Sehen Sie Ihr Schiff?" rief plötzlich eine angstvolle Stimme.

„Es ist nicht mehr mein Schiff," entgegnete der Kapitän traurig, richtete aber unwillkürlich den Blick nach dem Wrack, welches gerade von einer schweren Welle ein großes Stück landwärts geschoben wurde.

„Das wird wohl die letzte Bewegung meiner stolzen „Christine" gewesen sein," bemerkte er dann. Er hatte recht. Eine mächtige Woge erfaßte das Wrack und setzte es mit solcher Wucht auf die Sandbank nieder, daß es der Länge nach auseinanderbarst und von den nachstürzenden Wellen vollends zertrümmert wurde. „Das arme Pferdchen!" rief ich unwillkürlich und noch viele andere taten es.

Plötzlich aber rief jemand freudig: „Da kommt ja das Pferdchen angeschwommen!"

„Was das arme Tierchen durchmachen muß! — Hoffentlich wird es nicht durch die Schiffstrümmer verletzt." So und ähnlich tönte es von mitleidigen Stimmen durcheinander.

Aber das gütige Geschick half auch diesem Geschöpf, und so kam es, mehr getrieben als schwimmend, immer näher, bis es endlich festen Fuß fassen konnte und in kleinen Galoppsprüngen dem naßkalten Element entwischte.

Das Tierchen schien durch seine glückliche Errettung so übermütig geworden zu sein, daß es wie toll herumsprang und rücksichtslos nach allen Seiten um sich schlug. Es dauerte geraume Zeit, bis es eingefangen werden konnte.

Der Käufer des Wracks schien ganz entzückt über sein kleines Pferd.

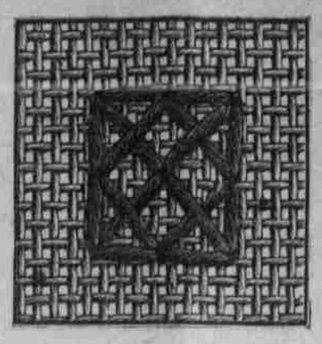
„Da werden sich aber meine Kinder freuen! — Das bekommen sie zu Weihnachten." Dabei hätschelte er das lebhafte Köpfchen des kleinen Ponys, als ob es sein Kind wäre.

Und wirklich: Am dritten Weihnachtsfeiertage sah ich ein allerliebstes Schlittengespann auf mich zukommen und erkannte, als es bei mir vorüberjagte, das kleine Chiloëponny.

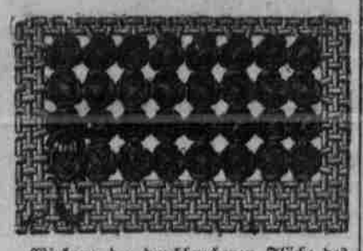
Noch häufig hatte ich später Gelegenheit, die jungen Besitzer dieses allerliebsten Tierchens zu beneiden.

Die gleichseitige Strichstichstickerei.

Ausführung des gleichseitigen Rosettenstiches, in 2 Arbeitsgängen hergestellt.



Gleichseitiger Wiener Kreuzstich mit Umrandung.



Wirkung der durchbrochenen Fläche des italienischen Doppelstiches. Mehrere hin- und zurückgehende Stichreihen mit Uebergangsstich von der Links- zur Rechtsreihe. Obere Stickseite.

Sternbordüre. Gleichseitiger Wiener Kreuzstich mit Umrandung in Verbindung mit Strichstichstickerei.

Schmale Bordüre in gleichseitiger Strichstichstickerei (Holbeintechnik).

(Holbeintechnik.)

Diese zierliche Arbeit zählt zu den alten Techniken der bunten Leinenstickerei, deren ursprüngliche Herstellungsweise mit dem Namen in Vergessenheit geriet, und die erst in neuerer Zeit von Frau Emilie Bach, der Begründerin der k. k. Kunststickereischule in Wien, wieder eingeführt worden ist. An Gemälden von Hans Holbein dem Jüngeren studierte sie die Technik und gab ihr auch den Namen des Malers. Die Eigenart der Technik liegt in dem vollkommen gleichseitigen Wirkung der Stickerei auf beiden Seiten. An alten Gemälden und Originalarbeiten finden wir nur fein gebrochene Linienmuster in dieser Technik ausgeführt. Die Verbindung mit doppelseitigem Kreuzstich zeigt sich erst an späteren Arbeiten. Die vollkommen flach wirkende Technik eignet sich besonders zur Verzierung von Haus- und Leibwäsche, sowie für kirchliche Gegenstände, die oft gewaschen werden. Am besten eignet sich als Grundstoff feines Leinen, sogenanntes Holbein-, Siebmacher- oder altdeutsches Leinen, deren Fäden sich leicht abzählen lassen. Bei Stoffen mit sehr schwer abzählbaren Gewebefäden arbeitet man über aufgeheftetes Kanevas oder Kongreßstoff. Als Stickmaterial eignet sich am besten weicher, glatter, gedrehter Faden: Stickbaumwolle, Baumwollgarn, Kordonet- und Filoflosseseide; diese wird in der Regel zweifädig verarbeitet. Für lose Gewebe benutzt man eine stumpfe Nadel (Stopfnadel oder Tapisseriestichnadel), dagegen erfordern feine Stoffe das Arbeiten mit einer spitzen, halblangen Nadel.

Zur Holbeintechnik zählt noch der sogenannte Wiener Kreuzstich, der auch von Frau Emilie Bach eingeführt worden ist. Man arbeitet den Stich in vier Arbeitsgängen, die zwei geschlossene Zickzackstichreihen bilden. Nach dem Prinzip der verzweigten Linie werden diese Nebenfiguren im Laufe der Hauptmusterfiguren ausgeführt und fertig gearbeitet. Zum Weiterführen des Arbeitsfadens bedient man sich eines Hilfsstiches, des sogenannten halben Kreuzstiches, das ist ein schräger Stich in halber Stichlänge, den man beim zurückgehenden Arbeitsgang überstickt. Durch diesen Hilfsstich wird es möglich, das Muster in entgegengesetzter Richtung fortzusetzen. In gleicher Weise bedient man sich dieses Hilfsstiches nach vollendetem zweiten Arbeitsgang, um die Stichlage zu wechseln. Muster, die nicht im Zusammenhang komponiert sind, sowie solche, die nicht in Haupt- und Nebenlinien eingeteilt werden können und viel einzelne Kreuzstiche aufweisen, sind für den vorhin erklärten Wiener Kreuzstich nicht geeignet.

Für diese Muster wählt man die Technik des Wiener Kreuzstiches mit Umrandung, siehe die Bordüre. Die Umrandungsstiche dienen als Hilfsstiche zur reihenweise Ausführung des Wiener Kreuzstiches, wodurch die halben Kreuzstiche entbehrlich werden und die Umrandungsstiche das Wechseln der Stichlage ermöglichen. Sind die Kreuzchen vollendet, so bleibt nur noch die Ergänzung der Umrandungslinie übrig. Um eine gute Musterwirkung zu erzielen, umschließt man durch eine Umrandungslinie die einzelnen Musterfiguren, trotzdem die Stiche nicht als Hilfsstiche zum Weiterarbeiten der Kreuzstiche gebraucht werden.

Wie aus den einzelnen Erklärungen hervorgeht, beruht die Kunst der Holbeintechnik in der richtigen Berechnung, wo man zu beginnen, wo man zurückzugehen, wo man eine Figur vollständig und wo man wieder Verzweigungen zu arbeiten hat.

Wie bei jeder Stickerei achtet man auf gleichmäßiges Anziehen des Arbeitsfadens. Man stickt mit leichter Hand, d. h. der Faden ist weder zu fest noch zu lose anzuziehen. Die Stiche müssen flach auf der Stoffläche liegen und dürfen den Stoff nicht einziehen.

Der durchbrochene italienische Doppelstich (Durchbruchstich).

Dieser Stich ist auf beiden Seiten nicht vollkommen gleichseitig, jedoch ist die untere Seite der oberen Stichseite vollkommen gleichwertig. Während sich auf der oberen Seite ein regelrechter Kreuzstich bildet, entsteht unten eine dem Zopfstich ähnliche Verkreuzung der Stickfäden. Kreuzstich und Zopfstich werden regelmäßig von einem Stichquadrat begrenzt, so daß bei mehreren Reihen stets zwei Konturstiche aneinander treffen. Diese vollständige Begrenzung jedes einzelnen Stiches erzielt, bei selbst nur leichtem Anziehen des Fadens, eine Konzentrierung des einzelnen Quadrates, wodurch dicht gestickte Flächen leicht durchbrochen werden. Je nach der Verwendung für die der Stich dienen soll, verstärkt man durch festeres Anziehen des Fadens die durchbrochene Wirkung. Derartige Stickereien eignen sich besonders gut für Gegenstände, durch die das Licht durchscheinen kann, z. B. für Fenstervorhänge, Lampenschirme und dergl. An altitalienischen Stickereien bildet die Stickerei den Mustergrund, und das Muster wirkt in glattem ausgesparten Stoff. Zusammenstellungen mit Abschlußborte und Bäumchen erzielen eine reizvolle Wirkung.

Schweinefleischrollen.

Man bereitet eine Farce aus etwa ¼ Pfd. feingehacktem, nicht sehr fettem Schweinefleisch, zwei eingeweichten und wieder ausgedrückten Milchbroten, zwei Eiern, etwas Salz und feingeschnittener Petersilie, nach Belieben mit etwas Zitronenschale und saurem Rahm. Man formt daraus daumdicke Röllchen und bratet dieselben nur mit Weckmehl in siedendem Fett.

Häckerling, ein schlesisches Gericht.

Rogen und Milch von mehreren Salzheringen werden gut gewässert, von den Häuten befreit, mit Zwiebelscheiben fein gehackt und mit Pfeffer leicht gewürzt. Um den Häckerling im Geschmack zu verfeinern, gibt man etwas kalte, zu Sahne gerührte Butter dazu. Er wird auf Weißbrot oder Schwarzbrot gestrichen.

Schoten mit Blumenkohl.

Grüne Erbsen vertragen sehr gut eine Zusammenstellung mit Blumenkohl. Man kocht sie mit wenig Wasser, dem man etwas Butter oder Kunstbutter und Salz hinzufügt, weich; der Blumenkohl wird für 1 bis 2 Stunden, die Blumen nach unten gerichtet, in mit Salz und Essig gemischtes Wasser gelegt, damit die Würmer und Raupen herausfallen, die sich etwa in den kleinen Zweigen und Aesten festgesetzt haben. Dann kocht man ihn in leichtgesalzenem Wasser gar, aber nicht zum Zerfallen, nimmt ihn mit dem Schaumlöffel heraus, läßt ihn abtropfen und zerteilt ihn in einzelne kleine Stücke. Inzwischen hat man von Mehl in Butter oder Kunstbutter eine gelbliche Einbrenne gemacht, mit etwas von dem Blumenkohlwasser glatt gekocht und gibt Erbsen und Blumenkohlrosen hinein, läßt sie dann auf heißer Stelle durchziehen, fügt nach Geschmack Zucker und Salz dazu und würzt zuletzt mit gehackter Petersilie.

Unsere Kinder.

Ohne Zweifel ist die Familie, das Elternhaus und die Schule der natürliche soziale Kurs, dem der junge Mensch zunächst angehört und von dem er seine grundlegende Erziehung und Bildung empfängt. Das Elternhaus muß dem Kind unbedingt die Richtung geben, um eine im höchsten Sinne sittliche Persönlichkeit aus ihm zu bilden. Man darf getrost behaupten, daß das Haus, in dem das Kind geboren wird, seine Prädestination ist, denn der Geist desselben geht unfehlbar auf das Kind über und die Eindrücke, die es dort empfängt, sind unverwischbar. Doch so tiefgreifend auch die erzieherische Macht des Elternhauses ist, so ist sie doch nicht unumschränkt. Das „Leben", das den Mann bildet, tritt auch schon an unsere Kleinen heran, und zwar in Gestalt von Freunden und Mitmenschen, die gelegentlich in den Kreis ihres Erlebens treten und die durch ihre mehr oder minder beabsichtigten Einwirkungen Einfluß auf deren Erziehung haben. Bewußt oder unbewußt bietet ihnen der Zufall Gelegenheit zu erzieherischem Wirken, und diese flüchtige gelegentliche Erziehung bleibt keineswegs ohne tieferen Nachklang in den Herzen der Kinder. Ja, mitunter wirkt diese geradezu Wunder. Was oft kein mahnendes Elternwort erreicht, das gelingt solch fremder Einwirkung scheinbar spielend leicht. Ich denke da zunächst an schlechte Gewohnheiten, wie man sie so vielfach bei Kindern beobachtet, und gegen welche die Eltern oft vergeblich mit allen Mitteln ankämpfen. Da kommt Besuch, und der Fremdling, der das Kind bei seiner kleinen Unart ertappt, sagt entrüstet: „Pfui! wie kann ein so hübsches Mädchen bloß solche Grimassen schneiden!" Das wirkt. Tief beschämt steckt die kleine Unart die Rüge eines Fremden ein, und jedesmal, wenn sie in die alte häßliche Gewohnheit zurückfallen will, sieht sie das widerwillige Gesicht des Fremden auf sich ruhen — und achtet künftig besser auf sich. Jede Mutter weiß von der Wirkung solcher gelegentlicher Erziehung ein Liedlein zu singen. Wie der Tadel, so übt auch das gelegentliche unerwartete Lob von Fremden seinen Segen, auch bei größeren Kindern, und es ist erstaunlich, wie auch weniger harmlose Uebel auf diese Weise oft überraschend schnell kuriert werden, wo die Macht der Eltern versagt. Das Urteil eines Fremden, Fernstehenden, von dem das Kind keinen Tadel gewöhnt ist, übt eben gerade durch das Ungewöhnliche, Seltene und gewiß auch Unparteiische einen zwingenden Einfluß, nach demselben Gesetz, wonach stets sich wiederholende Ermahnungen und Scheltworte schließlich abstumpfen und ohne tieferen Eindruck bleiben.

Jede vernünftig denkende Mutter wird darum solch gelegentliche Erziehung gerne dulden und dankbar dafür sein — doch leider sind nicht alle Mütter vernünftig, besonders in pädagogischen Fragen, und so erntet manch gelegentlicher Erzieher statt Dank brüske Ablehnung und schimpfliche Zurückweisung. „Ich erziehe meine Kinder selbst!" heißt es voll gekränkter Eitelkeit, und ihre kecken Lieblinge wissen das ganz genau und geben eine wohlverdiente Zurechtweisung höhnisch lachend zurück: „Sie haben mir gar nichts zu sagen! Ich sag's meiner Mutter!"

Nun, die besten Früchte sind das nicht — und die Erziehung der Mütter, die bei der geringsten Rüge durch einen Dritten, und sei sie noch so berechtigt, beleidigt zetern, läßt gewöhnlich gar viel zu wünschen übrig. Kommt man ihnen aber mit einer Klage, so heißt es entrüstet: „So etwas tut mein Kind nicht!"

Ehe diesem selbstherrlichen Glauben Ausdruck gegeben wird, sollte doch jede Mutter die Angelegenheit auf alle Fälle nachprüfen. Kinder sind keine Engel, und auch die besten unter ihnen sind mitunter Unarten fähig, die man ihnen vielleicht nicht zutraut und die unter elterlicher Aufsicht auch nicht vorkommen. Da ist es jedenfalls Pflicht, schon im Interesse des Kindes, sich erst durch genaue Prüfung von dem Tatbestand zu überzeugen, ehe man andere Lügen straft — und — das ist das gefährlichste bei der Sache — den kleinen Sünder auf diese Weise selbst zu einem schlimmen Heuchler und Pharisäer erzieht. Das Kind weiß dann genau, daß es für alle Ungezogenheiten, die es sich hinter dem Rücken der Eltern erlaubt, Schutz und Verteidigung findet — nichts natürlicher also, als daß der „wohlerzogene" Liebling nach vollbrachter Uebeltat scheinheilig zur Mutter oder zum Vater flüchtet.

Wie unsinnig ist doch solch überempfindliche Eigenliebe der Eltern! Gewiß kann man es verstehen und billigen, daß dieselben sich gegen fremde Uebergriffe und unangebrachte pädagogische Einmischung entschieden wehren — denn es gibt auch solch eine Sorte Besserwisser, die überall zu schulmeistern haben und uns ihre eigene „Methode" aufdrängen wollen — allein davon abgesehen, sollten die Eltern für eine wohlmeinende, freiwillige Mitarbeit an der Erziehung, wie sie die Gelegenheit bietet, dankbar sein und sie gern dulden und unterstützen, statt sie beleidigt abzulehnen.

Gegen Halsschmerzen.

Gurgeln mit einem halben Glas voll Wasser, dem man einen Teelöffel Salz und einen Teelöffel doppeltkohlensaures Natron zugesetzt hat, erweist sich bei Halsschmerzen von guter Wirkung.

Die junge Hausfrau räumt mit einer neuen Aufwartefrau das Zimmer auf. Beim Anblick eines in dunkler Bronze ausgeführten Dantekopfes fragt die gute Frau Ribelt: „Wer is'n des?" „Dante, Frau Ribelt." Vorsichtig stellt sie die Büste wieder an ihren Platz und meint kritisch: „Ach so, die Frau Tante."

Vom Regenbogen.

Von A. M. Witte.

Von Perlen baut sich eine Brücke,
Hoch über einem blauen See.

Aus fernsten Tagen, da die ganze Menschheit noch auf einer kindlichen Anschauungsstufe stand und nichts von Naturgesetzen wußte, klingen vereinzelt bedeutsame Reste einer fast vergessenen Volkspoesie in die Neuzeit hinüber. Dachten die Menschen der Vergangenheit sich doch alles beseelt, Baum und Strauch. Aus dem Nebel, dessen Wallen und Wogen sie sich nicht zu erklären vermochten, lösten sich in ihrer Phantasie überirdische Gestalten. Aus dem Wehen des Windes, dem Brausen des Sturmes glaubten sie der Götter Stimme zu vernehmen, die das Geschick ganzer Völker verkündete, und den Priestern Winke für die Zukunft gäbe.

Da war es denn nur zu erklärlich, daß sie auch die eigenartige Himmelserscheinung, den Regenbogen, mit heiliger Scheu betrachteten, daß sie in ihm ein bedeutsames Zeichen zu erblicken glaubten, das Krieg und Winterstürme verkündete. Im klassischen Altertum galt es als ein von Zeus gespannter Bogen, von dem Pfeil auf Pfeil (d. h. der Regen) zur Erde sank. Später wurde er zur Personifikation der holden Göttin Iris, deren Gewand man sich aus Tauperlen gewoben dachte, die buntfarbig erglühten, sobald sich in ihnen die Sonne spiegelte. Dann wieder glaubte man, im Regenbogen das Halsband der Göttin Freya zu sehen, das die Zwerge im dunklen Schoße der Erde für sie geschmiedet, das ihr Loki heimtückisch geraubt, und das erst bei dem letzten Kampfe der Götter der Eigentümerin wieder zurückgegeben werden könne.

Allmählich verdichteten sich diese verschiedenen Auslegungen zu der einen gemeinsamen Vorstellung von einer Brücke, die hinüberleitet in eine unbekannte, bessere Welt, die man sich wunderschön und doch vielfach analog der irdischen Verhältnisse dachte. Eine Vorstellung, die sich in Mythen und Sagen in den verschiedensten Ländern bis auf die Neuzeit erhielt.

So kennt man in Skandinavien den Bifröst, den „zitternden Steg", der — ursprünglich als Wall gegen die Reifriesen errichtet — Midgard und Asgard verbindet, und auf dem die Asen hinab zur Erde steigen. Auf ihm hält Heimdal treue Wacht, dieser nimmermüde Hüter der strahlenden Götterburg, dessen Blick hundert Meilen zu überschauen vermag, und der das mächtig schallende Gjallahorn führt, den Donner, dessen Klang die Welten durchdröhnt.

Die alten Parsen nannten den Regenbogen „Die Brücke Tschinemad", über der die Seelen der Frommen in den „Gorodman" zogen, dem von Ormuzd erbauten „Gewölbe der Seligen", während die Bösen in Ahrimans finstre Wohnung verbannt wurden. Aehnlich ist die Lehre Muhameds, die im Regenbogen den schmalen Steg Sirath sieht, der zur Gerichtsstätte führt, von der die Schlechten in die Hölle, die Guten aber in das kostbar ausgestattete Paradies gelangen, um von den Houris unter dem majestätischen Baum der Glückseligkeit empfangen zu werden.

Auch die germanischen Stämme hatten das Bild einer Brücke übernommen. Für sie war der himlische Bogen Irmins, des Kriegsgottes lichter Pfad, über den die Walküren, die schwangefiederten Schildmädchen, die Helden gen Walhall geleiteten.

In der Bibel wird der Regenbogen verschiedentlich erwähnt. Im Alten Testament als „Zeichen des Bundes, den Gott mit Noah geschlossen," und im Neuen Testament heißt es, daß Christus einst auf einem Regenbogen als Weltenrichter erscheinen wird.

Die im Volksglauben festhaftende Ideenentwicklung mit einer Brücke mag die Anregung dazu gegeben haben, daß lange Zeit auf Brücken das „Recht gesprochen wurde"; wie u. a. einst auf der langen Brücke zwischen den Fischerdörfern Berlin und Cölln, und auf der Brücke zu Brandenburg a. d. Havel, auf der noch im 17. Jahrhundert der sogenannte „Schöffenstuhl" erhalten war. Als „Brücke nach dem Jenseits" gilt der Regenbogen noch immer in Sagen und Mythen. So läßt ein dänisches Volkslied die Toten über die „Himmelbrücke" schreiten, doch nur die Frommen erreichen das lichte Ziel, unter den Bösen bricht sie plötzlich zusammen, und ein deutsches Kinderlied kündet:

Wenn der jüngste Tag wird werden,
Dann fallen die Sterne auf die Erden,
Dann kommt der liebe Gott gezogen
Auf einem goldenen Regenbogen:
„Ihr Toten, ihr Toten, sollt auferstehn,
Ihr sollt vor Gottes Gerichte geh'n"...

Ebenso knüpft das „Brückenspiel" der Kinderwelt

Ziehe durch, ziehe durch
Durch die goldne Brücke...

an die alte Ueberlieferung an. Es wurde in fernen Tagen am Frühlings- oder Maienfest von den Erwachsenen ausgeführt und hieß damals: „Der Ritt der Toten in das Reich der Hel". Der Glaube der Altvordern hatte im Volksgemüte doch viel zu tiefe Wurzeln geschlagen, um jemals ganz wieder erlöschen zu können, so lebt er in Mythen, Legenden und Kinderliedern weiter. Da die Göttin Iris oder Isis im Zeitenlauf mit der Jungfrau Marie identifiziert wurde, umgab man auch diese mit dem Regenbogen, der allmählich zum „Heiligenschein" wurde. Der Volksmund verbietet, mit dem Finger auf die Himmelserscheinung zu deuten, da man vielleicht in das Auge eines Engleins stäche.

Bei einzelnen deutschen Volksstämmen glaubt man, der Regenbogen schöpfe Wasser mit kleinen Goldschüsseln, die später zur Erde fielen. Wer ein solches Gefäß fände, würde reich und glücklich. Er dürfe den wertvollen Fund aber nie fortgeben. In Schwaben soll es ein „Becher" sein, der herabsinke, wenn der Regenbogen „genügend Wasser geschöpft". In anderen Gegenden glaubt man, dort, wo der Regenbogen die Erde berühre, sei ein Schatz vergraben, den aber nur reine, unschuldige Menschen heben könnten. Dann wieder wird das „Himmelsschüsselchen" mit dem Regenbogen in nahe Beziehung gebracht. Es soll dort am üppigsten erblühen, wo die Schenkel des Bogens die Erde berühren. Wer solche Blume dann sofort pflücke, der erblicke in der Osternacht die „Schlüsseljungfrau", die ihm das Tor des Berges erschlösse, unterirdische Schätze an das Licht zu ziehen. Ein deutlicher Anklang an „Freya", die „Schlüsseltragend" gedacht wurde, und deren Halsband — der Regenbogen — ja in Bergesschacht geschmiedet sein soll.

Uns ist die glänzende, bunte Erscheinung am Himmelszelt nicht mehr unerklärlich. Wir wissen, seit Newton das Rätsel löste, daß die in den Regentropfen der vorüberziehenden Wolke sich spiegelnden Sonnenstrahlen sie hervorrufen, aber trotzdem denken wir gern der poetischen Erzählungen, die sich an den Regenbogen knüpfen.

Die Wunderkinder.

Ich saß in des Boudoirs Heiligtum
Im Kreis von jungen Müttern
Und ließ mit ihrer Kinder Ruhm
In höflicher Neugier mich füttern.

„Ich hab' einen Jungen, zwar rot von Haar,"
Sprach ernsthaft Frau Adele,
„Probleme wälzt schon, ganz wunderbar,
Das Kind in junger Seele.

Es ist, als könnte der kleine Wicht
Uns tief in die Herzen gucken.
Wie schade, das blasse Kindergesicht
Leidet an Nervenzucken."

„Sechs Jahre ist unsere Kleine alt,"
So rühmt die blonde Mathilde,
„Die Hände sind ihr immer kalt,
Die Augen voll träumender Milde.

Sie sitzt so still oft, daß mir's graust,
Lesend bei mir in der Wohnung,
Die beiden Monologe des Faust
Rezitiert sie mit guter Betonung."

„Mein Hugo ist an den Gliedern nicht stark,"
Seufzt Klara, „das gibt sich am Ende,
Ich war mit ihm in Dänemark
Und entdeckte dort seine Talente.

Er lernte Dänisch von Kellner und Magd,
Das ist doch gewiß höchst erfreulich,
Und hat mir im Urtext aufgesagt
Gedichte von Ibsen neulich."

„Und meine Ida, die kleine Maus,"
Frau Hilde rühmt es mit Rührung,
„Spielt Symphonien von Richard Strauß
Mit richtiger Fingerführung.

Nur körperlich ist sie nicht recht gediehn,
Das Wachstum will nicht glücken,
Trotz Lebertran, Tropon und Pepsin;
Und hat einen hohen Rücken."

Frau Eva saß eine Weile still —
Ich sah die Zweifel sie quälen.
„Sie müssen nicht denken, Herr Doktor, ich will
Nicht von meinen Jungen erzählen.

Was aber könnt' ich euch anvertrau'n?
Sie haben rotglühende Wangen,
Zerriss'ne Hosen von Hecken und Zaun
Und sind ein paar wilde Rangen.

Ihre Muskeln sind gut, und ihr Herz ist nicht böse,
Doch lesen sie Ibsen nicht dänisch;
Sie spielen Klavier nicht und sind nicht nervös
Und gar nicht neurasthenisch.

Sie wählen zum Lesen nicht Goethe aus;
Grimms Märchen — hei, wie sie drauf brennen!
Und werden — ich schäm' mich's zu sagen — den Strauß
Nur vom Zoologischen kennen.

Sie schwimmen wie Fische und klettern flott
Und schenken mit kindlicher Güte
Und beten des Abends zum lieben Gott,
Daß er ihre Mutter behüte."

Ich sah ihr in das erglühte Gesicht —
Durch's Herz klangen alte Weisen —
Und hieß' sie bis heute „Frau Eva" nicht
Sie müßte Frau Eva heißen!

Auf ihre Hände, kußbereit,
Beugt tief sich der alte Sünder:
„Sie haben in wunderreicher Zeit
Die wahren Wunderkinder!"

Rudolf Presber.

An die Sterne.

Hielt euch für der Engel Aeuglein
Einst in sel'gen Kindertagen,
Konnt euch so vertraut und innig
Alle meine Schmerzen klagen. —

Längst nun lernt' ich, daß Ihr Welten
Seid im unermeß'nen Raume,
Unergründlich und unfaßbar
Schwebet ob dem Erdentraume.

Staunend seh' ich aus dem Borne
Ew'ger Allmacht euch entfließen —
Doch ich kann euch nimmer wieder
Wie in Kindertagen grüßen. —